

Erzählbarkeit, biographische Notwendigkeit und soziale Funktion von Kriegserzählungen

Zur Frage: was wird gerne und leicht erzählt¹

Gabriele Rosenthal

[*BIOS 6 (1993), Sonderheft, 5-24*]

Einleitung

Wenn deutsche Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges, die nicht von den Nationalsozialisten verfolgt wurden, sondern auf der Seite der Mitläufer und Täter des Nazi-Regimes standen, ihre Lebensgeschichte erzählen, nehmen Einzelgeschichten über diese historische Zeitspanne einen breiten Raum ein. Meist erhält man in biographisch-narrativen Interviews – ob nun thematisch auf das „Dritte Reich“ beschränkt oder auf das ganze Leben bezogen – dichte epische und dramatische Kriegserzählungen. Und nicht nur in sozialwissenschaftlichen Interviews wird über den Krieg erzählt. Vielmehr treten in unterschiedlichen Alltagssituationen biographische Thematisierungen der Kriegserinnerungen auf. Oft sind es kleine Anlässe, die die Zeitzeugen an den Krieg erinnern und den Anstoß zu detailreichen Geschichten über den Krieg geben.

Ohne Zweifel ist der Zweite Weltkrieg immer noch – und gerade gegenwärtig – ein privates und öffentliches Thema in der Bundesrepublik Deutschland, das gerne und ohne große Erinnerungsschwierigkeiten erzählerisch ausgebaut wird.²

Wir könnten dieses Phänomen nun damit erklären, dass Kriegserlebnisse oder allgemeine historische Großereignisse und Phasen, die extrem und leidvoll in den Lebensalltag von Menschen einer Region oder eines Landes einwirkten, erzählgenerierend seien. Gemeinsam Erlebtes und Erlittenes führe – so die Annahme – zu Erzählgemeinschaften, in denen kollektive Geschichten und auch Mythen institutionalisiert und tradiert werden. Gelingt dies – und davon können wir im Zusammenhang des Zweiten Weltkrieges ausgehen –, so kann damit früheres Leiden externalisiert, Distanz geschaffen und mit Anekdoten das Leidvolle in den Hintergrund gedrängt werden (vgl. Köstlin

1 Für die vielen Anregungen und kritischen Hinweise zu diesem Beitrag möchte ich mich bei meinen Kolleginnen Roswitha Breckner, Christiane Grote, Angelika Puhlmann, Susanne Rupp und Insa Schöningh herzlich bedanken. Mein besonderer Dank gilt meinem israelischen Kollegen Dan Bar-On, der zu einer früheren Fassung dieses Artikels wichtige Einwände machte und meine Interviews in Israel beratend begleitete.

2 Vgl. die These von Charlotte Heinritz (1990), der Zweite Weltkrieg generiere Autobiographien.

1989). Wohl findet diese Annahme einer erzählgenerierenden Wirkung kollektiver Erleidensprozesse oder kollektiver Verlaufskurven (vgl. Schütze 1982; 1989) mit dem Zweiten Weltkrieg eine empirische Bestätigung, doch kann sie keineswegs in ihrer Allgemeinheit aufrechterhalten werden. Wir können zwar davon ausgehen, dass Menschen über Erzählen Gemeinsamkeiten erzeugen (vgl. Röttgers 1988), aber der Umkehrschluss, Gemeinsamkeiten erzeugten Erzählen, trifft nur bei spezifischen Strukturmerkmalen des Erlebten zu. Empirische Beispiele zeigen, wie gemeinsam Erlittenes in Sprachlosigkeit versinken kann:

1. Veteranen des Ersten Weltkrieges erzählen kaum Geschichten über ihre Erlebnisse in den Schützengräben. Insbesondere die Mannschaftssoldaten, die nicht an der Literarisierung dieses Krieges durch Schriftsteller teilhatten, sprechen kaum über ihre Zeit an der Front.³ Der Erste Weltkrieg hat also keineswegs die erzählgenerierende Wirkung wie der Zweite. Seine sprachliche Präsentation vollzieht sich eher in Bildern, Metaphern und knappen Berichten als in Geschichten von selbsterlebten Erfahrungen.⁴ Es ist anzunehmen, dass diese Unterschiede in der sprachlichen Präsentation auch etwas mit den Unterschieden im Erleben dieser Kriege zu tun haben. Es sind die strukturell unterschiedlichen Bedingungen im Erleben eines Stellungskrieges einerseits und eines Bewegungskrieges andererseits.

2. Von den Nationalsozialisten verfolgte Menschen, die während des Zweiten Weltkrieges in Verstecken oder zusammengepfercht in Ghettos lebten, die die Konzentrations- und Vernichtungslager überlebten, bedürfen zum Teil sehr großer Anstrengungen, um sich an diese Zeit zu erinnern und zu erzählen. Neben denen, die seit der Befreiung immer wieder darüber sprechen, haben viele versucht zu vergessen. Diejenigen, die nun nach vielen Jahren beginnen zu sprechen und an die Verbrechen erinnern wollen, haben zum Teil Erinnerungslücken und können sich auch nur begrenzt dem Strom der Erzählung und des Nacherlebens überlassen. Ihre Erzählschwierigkeiten sind zwar auch durch ihre erlittenen Traumatisierungen mitbedingt, doch zeigen vergleichende Fallanalysen von Mitläufern, Tätern und Opfern des Nationalsozialismus eine weitere Bedingung: Die partielle Sprachlosigkeit der Verfolgten im Unterschied zur Beredtheit der Mitläufer resultiert aus der divergenten sozialen Funktion der Thematisierung dieser historischen Phase. Bei den Mitläufern und Tätern dienen die Kriegserzählungen paradoxerweise gerade nicht dazu, über den Nationalsozialismus, seine Verbrechen und die eigene Verstrickung in dieses Unrechtssystem zu sprechen, sondern sie mit Erzählungen zu verdecken. Die Holocaust-Überlebenden wollen hingegen dem Vergessen der Nazi-Verbrechen sowie der wieder zunehmend vertretenen These von der „Auschwitz-Lüge“ entgegentreten. Daher versuchen sie gerade, über die so traumatischen und damit schwer zu erzählenden Erlebnisse zu sprechen.

Im Folgenden sollen nun die Thesen diskutiert werden, dass die Erzählbarkeit des Zweiten Weltkrieges und die anzutreffende Erzählbereitschaft bedingt sind:

1. von der Struktur des Kriegserlebens,

3 Gegen diese Befunde wurde bereits mehrmals eingewandt, es gäbe aber doch so viel Kriegsbelletristik. Abgesehen von deren Metaphernreichtum, der vielleicht auch ein Ersatz für Geschichten darstellt, und der Möglichkeit jedes Literaten zur Erfindung von Geschichten, klagen auch Literaten wie Walter Benjamin (1961: 410) oder Ernest Hemingway (1929: 196) über „Erzählschwierigkeiten“.

4 Zu den verschiedenen Textsorten der Erzählung, der Argumentation und der Beschreibung vgl. Kallmeyer/Schütze (1977).

2. von der biographischen Notwendigkeit zur Erzählung,
3. von der sozialen Funktion für die westdeutsche Bevölkerung.

Intendiert wird damit auch ein Beitrag zur generellen Frage nach solchen Strukturmerkmalen von historischen Phasen und Erlebnissen, die biographische Großerzählungen generieren, und solchen, die sie eher erschweren.

Die Überlegungen basieren auf Rekonstruktionen biographischer Großerzählungen, die in unterschiedlichen Kontexten erhoben wurden. Konzentrieren werde ich mich dabei auf die Analysen unserer Projektstudie über „Biographische Verarbeitung von Kriegserlebnissen“ (Rosenthal 1990), in der meine Mitarbeiterinnen und ich nicht-verfolgte Zeitzeugen des Dritten Reiches der Jahrgänge 1890 bis 1930 befragten (n=21) sowie auf weitere 15 Gespräche, die ich mit Männern führte, die in beiden Weltkriegen Soldat waren. Die in Israel erhobenen Lebensgeschichten (n=20) von europäischen Juden, deren Leben in unterschiedlicher Weise vom Holocaust geprägt ist, werden mir zur Kontrastierung dienen. Bei allen Interviews wurden die Zeitzeugen entsprechend der Methode des narrativen Interviews (vgl. Rosenthal 1987; Schütze 1977) gebeten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Zur Struktur des Kriegerlebens

Herr Span, ein Veteran beider Weltkriege, erzählt nun schon seit einer halben Stunde seine Lebensgeschichte, er erzählt über seine Kindheit, seinen Einzug zur Armee 1917, über die Ausbildungszeit als Soldat, über seine ersten Tage in der Kaserne. Die Schilderung seines Einsatzes an der norditalienischen Front beginnt er mit einer detaillierten Beschreibung des Schützengrabens sowie der von dort aus zu sehenden Kapelle. Plötzlich kann er sich nicht weiter erinnern, hat ein völliges Black-out. Ein Jahr war er im Schützengraben, doch obwohl er sich erinnern möchte, ist da nur noch das Bild von der Kapelle, die er noch einige Tage vor dem Interview mit schwarz ausgemalten Fenstern, die an Friedhofskreuze erinnern, gezeichnet hat. Auch die Nachfragen der Interviewerin helfen ihm nicht weiter; geblieben sind keine Erlebnisse, geblieben ist die Kapelle, vermutlich ein Symbol für den Tod. Erst als er nach dem Kriegsende gefragt wird, beginnt er wieder ausführlich über die Gefangenschaft in Italien zu erzählen.

Vielleicht ist dies für die Leserin oder den Leser ein etwas extremes Beispiel, doch strukturell unterscheidet es sich wenig von den anderen Gesprächen mit Männern dieser Generation. Die Lücken dort sind im Gesprächsverlauf nur weniger auffällig und für die Biographen selbst nicht so unverständlich und peinlich wie für Herrn Span. Das folgende Zitat aus einem Interview mit Herrn Heinrich, der 1897 geboren ist, steht für viele ähnliche Berichte.⁵

Mit wenigen Worten geht er auf seine Zeit an der Westfront im Jahre 1916 ein:

Ich war achtzehn Jahre alt, da wurde ich eingezogen. Ich kam zum Regiment Vierzig, Rastatt in Baden, das war mein Truppenteil. Ein halbes Jahr wurde ich da ausgebildet. Nach meiner Ausbildung kam ich an die Westfront, 1916 im Neujahr, ins Feld gell. An der Westfront hatten wir so einen großen Angriff, in Frankreich, das war bei Amiens. Da kann ich mich noch entsinne, da hatten wir

5 Vgl. die Fallgeschichte von Oskar Vogel (Rosenthal 1988).

*ein großes Gefecht und da war ich verwundet worden, hier an diesem Arm, sehn
Se.*

Auf diesen kurzen Bericht über den Einsatz an der Front folgt eine Erzählung über die Verwundung, den Lazarettaufenthalt und seinen darauffolgenden Einsatz in der Heimat.

Zur Kürze solcher Kriegserzählungen könnte nun eingewandt werden, dass diese alten Männer kein gutes Gedächtnis mehr hätten und dass manche – wie Herr Heinrich – vielleicht auch nicht so viel erlebt haben könnten. Letzteres kann schon mit dem numerischen Argument zurückgewiesen werden, dass in den meisten Gesprächen eine ähnliche Art der Ausblendung von Kriegserlebnissen aus dem Ersten Weltkrieg aufzufinden ist. Doch auch entsprechend der Logik einer hermeneutischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 1990a) können die Einwände innerhalb jedes einzelnen Interviews mit folgenden Argumenten zurückgewiesen werden:

a) Unsere Gesprächspartner können sich noch gut an ihre Kindheit und Jugend erinnern. Sie erzählen etliche Geschichten aus dieser Zeit.

b) Sie erzählen über den Zweiten Weltkrieg ausführlicher. Hier herrscht die Textsorte der Erzählung und eben nicht die des knappen Berichtes vor. Ihre Erzählungen zum Zweiten Weltkrieg unterscheiden sich textstrukturell nicht von denen der jüngeren Soldaten.

c) Welch schreckliche Szenen sie in den Schützengräben erlebt haben, wie sie noch – meist in ihren Träumen – davon verfolgt werden, ist für die Zuhörer in den Gesprächen deutlich spürbar. Leiblich werden die Erlebnisse beim Erinnern an die Kriegszeiten wieder präsent: die Ängste, der Schmerz und die Trauer tauchen aus dem Gedächtnis wieder auf, und die Autobiographen verkrampfen sich oder lösen ihren Schmerz in Tränen (vgl. Rosenthal 1988).

Die biographischen Selbstpräsentationen in den Ausführungen über den Ersten Weltkrieg sind von folgenden textstrukturellen Merkmalen geprägt: der Orientierung an äußeren Daten, wie Orte, Truppenteile und Einzugszeiten; dem Überwiegen von kurzen Berichten oder Beschreibungen des Standortes sowie Evaluationen zum Erlebten (zum Beispiel: „man hat sich gefühlt wie eingesperrt“) gegenüber Erzählungen von Interaktionsgeschichten; dem Ausblenden der Kriegshandlungen, das heißt, der gesamten Zeit im Schützengraben, gegenüber einer erzählerischen Ausarbeitung der Zeit vor dem Einsatz an der Front, der Lazarettaufenthalte und des Kriegsendes.

Dies unterscheidet sich nun eklatant von den Darstellungen zum Zweiten Weltkrieg. Hier erhalten wir meist über Stunden dauernde epische Erzählungen und Geschichten mit detaillierten und ausweitenden Beschreibungen in der Linearität der Ereignisse. Eingebettet darin sind dramatische Erzählungen von verschiedenen Situationen, die in einem Höhepunkt, wie einer Schlacht oder der Gefangennahme, zusammengeführt werden.

Vom Veteranen des Ersten Weltkrieges erfahren wir kaum etwas über einzelne Situationen, in denen Menschen starben, wir können sie nur aus Äußerungen wie: „Sie sind gefallen wie die Fliegen“ erahnen. Der Soldat des Zweiten Weltkrieges erzählt mindestens ein oder zwei Geschichten über den Tod. Es sind Geschichten über Situationen, die aus der Routine des Krieges heraustreten, zum Beispiel wie jemand unverhofft an einer „zivilen“ Krankheit starb oder ein von den Partisanen ermordeter Kame-

rad aufgefunden wurde. Häufig hat man als Interpretin dieser Texte den Eindruck, etliche dieser Erzählungen dienten dazu, den Tod zwar zu thematisieren, jedoch die eigentlichen grauenvollen und den Biographen quälenden Ereignisse damit zu verdecken. Über solche „Deckgeschichten“, wie ich sie in Anlehnung an Freuds (1899) Konzept der Deckerinnerungen nennen möchte, verfügt der Soldat des Ersten Weltkrieges kaum. Welche Sterbenssituationen traten bei ihm auch schon aus der Routine des Krieges heraus? Die fallenden Kameraden an den Geschützen, die vielen Verwundeten, die schreienden auf den Schlachtfeldern zurückgelassenen Sterbenden gehörten bei ihm zum Alltag, der sich vermutlich kaum noch mit anderen Geschichten verdecken lässt.

Es soll nun keineswegs der Eindruck entstehen, wir erführen vom Soldaten des Zweiten Weltkrieges viel über das Sterben. Nicht allzu selten beschäftigt er uns mit Kriegs-anekdoten und stellt sich als tapferer und vor allem cleverer Soldat dar – eine Selbstpräsentation, die bei Soldaten des Ersten Weltkrieges kaum auftritt, auch dann nicht, wenn sie über ihren Einsatz im Zweiten Weltkrieg berichten.

Stundenlanges Erzählen über den Zweiten Weltkrieg gelingt nun den ehemaligen Soldaten mit detaillierten Beschreibungen der Kriegsführung, der Waffen und Fahrzeuge, mit Geschichten über den Vormarsch und Rückmarsch von Standort zu Standort, über die „friedlichen“ Erlebnisse mit der Zivilbevölkerung, mit Geschichten, die die Überlegenheit der deutschen Wehrmacht belegen sollen, oder mit Erzählungen über die „kurzweiligen“ Erlebnisse in Frankreich. Zum Teil handelt es sich auch hier um Deckgeschichten, die nicht der Thematisierung der für den Biographen bedrückenden Erlebnisse dienen, sondern stellvertretend für etwas anderes stehen, dem sie gerne ausweichen möchten. Dabei sollte im Kontext des Zweiten Weltkrieges nicht nur an das selbst erlittene Leid, an den gefallenen Freund oder die beim Rückmarsch zurückgelassenen Verletzten und Erfrierenden gedacht werden. Zu denken ist auch an jenes Leid, das von den deutschen Soldaten verursacht wurde: die Verwüstungen der Ortschaften, das Abbrennen der Ernte, die Grausamkeiten gegenüber der Zivilbevölkerung, die Kriegsverbrechen an den gefangenen Soldaten – zum Beispiel dem Befehl vom 6. Juni 1941 die politischen Kommissare der Roten Armee „grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen“ – bis hin zu den mitgemachten, miterlebten oder auch gehörten Verbrechen gegen die Menschlichkeit bei den Massenerschießungen, in den Ghettos und den Konzentrationslagern.

Ob diese Erlebnisse im psychoanalytischen Sinne verdrängt oder verleugnet wurden oder ihr Verschweigen aber, wie Adorno (1970: 14) argumentiert, eine „Leistung des allzu wachen Bewußtseins“ darstellt, sei dahingestellt. Thematisiert werden sie jedenfalls kaum.

Betrachten wir die Struktur der Darstellung des Zweiten Weltkrieges: ihre sequenzielle Aufschichtung orientiert sich am ständigen Vormarsch und späteren Rückmarsch von Ort zu Ort, das heißt, an der Linearität der Ereignisse in der chronologischen Zeitabfolge. Sehen wir zum Beispiel, wie Herr Sallmann, Jahrgang 1915, über einen Vormarsch bzw. den Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 erzählt (Brandstätter 1990). Er war kurz zuvor von der Westfront an die Ostfront versetzt worden:

Dann gings nun los in die Bereitstellung, wir sind nachts in unsere Ausgangsstellung reingezogen und frühmorgens in der Dämmerung da ging dann dieser große Krach los, alle Geschütze aus allen Rohren, ohrenbetäubender Lärm in

der Luft. Da spielten sich schon die ersten Luftkämpfe ab und man sah die russischen Flugzeuge anfliegen. Und eh Sie sich versah, da gingen sie als brennende Fackeln auch schon runter. Das war da auch sagen wa mal ne ganz aufregende Sache, bis dann um sounsoviel Uhr da hieß es vorwärts Marsch und dann sind wir eben nach Rußland reinmarschiert.

„Das war eine ganz aufregende Sache“ – eine Evaluation, die in den Gesprächen über den Ersten Weltkrieg kaum zu hören ist. Der Erste Weltkrieg war weniger aufregend, eher war er „so grausam, daß man es nicht erzählen kann“, wie einige meiner Gesprächspartner meinten. Dieser Unterschied in der Struktur der Darstellung, nämlich die Erzählung aufregender, aus der Routine des Kriegsalltags herausragender Situationen im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg im Unterschied zum knappen, an äußeren Daten orientierten Bericht über den Ersten Weltkrieg, ist keineswegs Ausdruck der jeweiligen Erzählerpersönlichkeit. Vielmehr resultieren die mangelnden Erzählungen über den Ersten Weltkrieg aus den konkreten Erfahrungen in diesem Krieg, die sich von denen im Zweiten unterscheiden: Ein Stellungskrieg wird anders erlebt als ein Bewegungskrieg.

Der Bewegungskrieg von 1939 bis 1945 bedeutete ein Erleben abwechselnder, herausragender Situationen an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Menschen, das die Konfrontation mit lebendigen Menschen, Zivilisten und dem Feind einschloss. Der Stellungskrieg von 1914 bis 1918 bedeutete dagegen die Erfahrung eines einförmigen Alltags im Schützengraben, in dem eine Orientierung an Zeitplänen, die die Tage strukturieren und nach denen wir unseren Alltag sequenzieren, nicht mehr möglich war. Der Veteran des Ersten Weltkrieges wusste nicht, wann Gefechtpausen sein würden, wann er würde essen und wann schlafen können. Theoretisch formuliert: die iterative Struktur der Alltagszeit wurde unterbrochen (Fischer 1982; 1986).

Die Ausblendung der Zeit im Schützengraben, und dies bedeutet Monate und Jahre, ist also Ausdruck des damaligen Erlebens, der Schwellenüberschreitung ins Niemandsland des Krieges. Hier begannen die Grenzerfahrungen existentieller Bedrohung, die nur schwer kommunizierbar sind. Die Schwierigkeit, die Kriegserlebnisse in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges zu erzählen, resultiert aus der Schwierigkeit, die Erinnerungen und das chaotische Erleben des Schützenfeuers in eine sequentielle Ordnung zu bringen (vgl. Leed 1979: 124).

Diese Überlegung lässt sich mit gestalttheoretischen Analysen belegen. Empirische Untersuchungen zu Gedächtnisleistungen zeigen, dass im Erleben bereits „Gestaltetes“ wesentlich besser memoriert werden kann als die Wahrnehmung und das Erleben von Chaos (Koffka 1963: 522 ff.; Wertheimer 1922: 55 f.). Chaos geht höchstens als Eindruck von Chaos und damit ohne Bedeutungszuschreibung ins Gedächtnis ein. Entscheidend für das „Überleben“ von Erinnerungsspuren ist also die vorgängige Strukturiertheit der Erlebnisse: Gut erinnert wird, wenn wir über organisierte Einheiten im Gedächtnis verfügen und „organized memory depends upon organized experience“ (Koffka 1963: 520). Folgen wir weiter der gestalttheoretischen Annahme eines eher räumlich denn zeitlich organisierten Gedächtnisses und einer sich am Wechsel der Umgebung orientierenden Erinnerung von sequenziellen Abfolgen, so wird die Schwierigkeit, sich an die Zeit in den Schützengräben zu erinnern, noch einsichtiger. Ein Schützengraben sah aus wie der andere. Verändert sich unsere Umgebung nicht, so geht unser Zeitbewusstsein verloren (vgl. Gurwitsch 1966: 307; James 1905: 619 f.). Das erlebte

Jahr oder die Jahre im Schützengraben schrumpfen zusammen auf ein Bild – die Kapelle auf dem nächsten Hügel – oder auf knappe Evaluationen, die hilflose Versuche sind, den in der Erinnerung verankerten Gefühlen der Todesangst und Verzweiflung Ausdruck zu verleihen. Geschichten können da kaum erzählt werden, sie müssten erst gemeinsam mit einem konstruktiven Zuhörer geschaffen werden. Diese Konstitutionsleistung geschah nach dem Ersten Weltkrieg wohl kaum. Vielmehr galt nach 1918 das Motto: „Versuch, das Schreckliche zu vergessen!“; ein Rat, den auch die Psychiater immer wieder erteilten (vgl. Rivers 1918). Diese nach 1918 vorherrschenden Verleugnungstendenzen wurden zur Verhaltensgewohnheit, die heutzutage kaum noch aufzulösen ist.

Die spezifischen Bedingungen des Ersten Weltkrieges waren für die Soldaten weit leidvoller und traumatisierender als die Bedingungen des Zweiten Weltkrieges. Die Immobilität in der Enge der Gräben und Unterstände, die Unsichtbarkeit des Feindes und das passive Ausgeliefertsein bedingten weit mehr ein neurotisches Reagieren der Soldaten als in Bewegungskriegen (vgl. Maxwell 1923; Rivers 1918). Menschen versuchen, ihre Angst mit Aktivität zu kontrollieren, das ist dem Soldaten im Stellungskrieg kaum möglich. In den Schützengräben konnten sie sich nicht aktiv verteidigen, konnten bei Beschuss nur noch passiv Deckung suchend reagieren.

Dieses passive Ausgeliefertsein kann verglichen werden mit dem Erleben von Bombenangriffen in den Luftschutzkellern des Zweiten Weltkriegs. Die Zivilisten im Zweiten Weltkrieg waren dem Kriegsgeschehen passiver ausgeliefert als der Soldat an der Front. So berichten auch Männer, dass sie sich bei Bombenangriffen in der Heimat viel hilfloser und dem unkontrollierbaren Geschehen ausgeliefert fühlten als an der Front. Zum Teil waren sie froh, wenn die Heimaturlaube zu Ende gingen.

Auch hier trifft man bei Kriegererzählungen von Angehörigen der Zivilbevölkerung, in der Regel Frauen, auf Schwierigkeiten bei der Erzählung von Geschichten. Die Frauen erzählen zwar ebenso wie die Männer ausführlich über den Zweiten Weltkrieg, doch sie konzentrieren sich dabei auf Situationen außerhalb der Luftschutzkeller, vor allem auf den Wechsel der Unterkünfte und Orte, die Flucht und die Vertreibung. Die angstvollen Stunden im Keller und die grauenvollen Szenen nach den Angriffen, die sich auch hier Tag und Nacht in ähnlicher Weise wiederholten, werden erzählerisch verhältnismäßig wenig ausgebaut, und wenn die Frauen versuchen darüber zu erzählen, fällt es ihnen schwer. Berichten sie von Bombenangriffen, so meist nicht in der Form der Erzählung einzelner Erlebnisse, sondern mit der Beschreibung verdichteter Situationen, das heißt, sie schildern, wie es immer wieder war. So auch im Textausschnitt von Frau Heidt (Grote 1990):

Und wenn es dann kam über Drahtfunk die Meldung, wo die feindlichen Verbände standen, denn hieß es, größere Verbände über der Nordsee. Dann wußten wir, in absehbarer Zeit also sind wir dran. Und dann ging das also schon los, daß man dieses Angstgefühl in der Magengrube hatte. Dann war einem ganz schlecht vor Angst und wenn eine Luftmine auf den Bunker prallte, das ist ganz furchtbar, wenn da in der Nähe was runterkommt. Ich habe dann immer außen an der Wand gesessen, kricht man einen Schlach von dieser Betonwand in den Rücken, wie mit so ner Faust. Und dieser Krach und das, das ist unbeschreiblich.

Vergleichbar mit den Darstellungen der Soldaten des Ersten Weltkrieges ist weiterhin, dass die Frauen den Zweiten Weltkrieg wie ein Naturereignis darstellen, das über sie hereinbrach. Man könnte dies als eine für Frauen typische Wahrnehmung halten, die – wie Annemarie Tröger (1987) interpretiert – mit ihrer allgemeinen Tendenz zusammenhängt, sich eher als Opfer von über sie hereinbrechenden Gewalten zu verstehen denn als handelnde Subjekte. Doch diese Erklärung lässt die materiellen Lebensumstände der Zivilbevölkerung, von Frauen und Männern, in der Heimat außer Acht, die eine Bedingung für die Wahrnehmung des Erlebten sind.

Diese materiellen Umstände, die auch die Erzählschwierigkeiten mitbedingen, weisen ähnliche Strukturen auf wie die des Schützengrabens:

a) Die Durchbrechung der iterativen Struktur der Alltagszeit: Man wusste nicht, wann der nächste Angriff kam, ob man die Nacht würde schlafen können, ob nach dem Angriff der Strom noch funktionierte, ob es noch Wasser gab, ob die Wohnung noch bewohnbar war. Eine Möglichkeit, mit dieser Durchbrechung zu leben, ist „so-tun-als-ob“ nichts Unerwartetes eintreffen wird (Fischer 1985). Dies äußert sich in der Grundhaltung, nicht an die Zukunft zu denken und stattdessen von Tag zu Tag zu leben. Es werden nur noch Alltagspläne, jedoch keine Lebenspläne entworfen.

b) Das Passiv-Ausgeliefert-Sein: Man kann nur noch Schutz suchen, sich jedoch nicht aktiv handelnd zur Wehr setzen. So wartet man nur darauf, bis der nächste Angriff vorüber ist. Dieses Erleben ist in seiner passiven Grundstruktur kaum geeignet, Geschichten zu generieren.

c) Die ständige Wiederholung ähnlicher Situationen, die nicht mehr aus der Routine herausragen, sondern selbst zur Routine werden. Routinisierte Situationen werden jedoch nicht mehr erzählerisch ausgebaut, sondern höchstens in verdichteten Situationen beschrieben.

Was bedeutet es nun für die Zeitzeugen, wenn sie nicht über Geschichten verfügen, die ihre leidvolle Vergangenheit repräsentieren? Sie können dann nur schwer mit anderen über das Erlittene kommunizieren und Mitempfinden von Zuhörern erfahren, die das Erlebte nicht mit ihnen teilen. Fremderlebtes ist noch am ehesten nachvollziehbar, wenn es ausführlich erzählt wird, kaum jedoch, wenn nur kurze Andeutungen und Berichte präsentiert werden. Die Erzählung stellt eine Form der Umwandlung von Fremdem in Vertrautes dar, in der das Unbekannte durch die erzählerische Tätigkeit dem Zuhörer bekannt gemacht wird (Matthes 1985: 313; Schütze 1976). Wenn die Erlebnisse nicht erzählbar sind, so besteht weiter die Gefahr, dass die Betroffenen im Erlebten verhaftet bleiben und sich von ihm nicht distanzieren können (vgl. Röttgers 1988). Damit gelingt es auch kaum, das Vergangene als von der Gegenwart unterscheidbar zu erleben.

Meines Erachtens führt das Nicht-Erzählen-Können von traumatisierenden Erlebnissen zu einer zweiten Traumatisierung nach der Leidenszeit. Mit anderen Worten: Wenn es nicht gelingt, Erfahrungen in Geschichten zu bringen, verstärken sich die in den erlebten Situationen entstandenen Traumatisierungen weiterhin. Stoßen Mitteilungsversuche auf wenig Interesse oder bleiben erfolglos, weil die Zuhörer den Erzählern bei der Konstruktion von Geschichten nicht behilflich sind, werden die Erzählschwierigkeiten immer gravierender und das Gefühl der Einsamkeit verstärkt.

Als Interviewer sollten wir uns dessen bewusst sein und versuchen, die merkwürdige, aber bei Soziologen und Historikern häufig anzutreffende Psychologie- und Therapiephobie zu überwinden. Die Abwehr gegenüber einer Gesprächsführung, die Türen

zur Verbalisierung öffnet, manifestiert sich unmerklich in unseren „gutgemeinten“ Versuchen zum Verriegeln dieser Türen, indem wir das Thema wechseln, die nächste Frage unseres Interviewleitfadens stellen oder gar mit bester Absicht trösten wie: „Es ist ja vorbei“. Ob wir als Interviewer abwehren oder zum Sprechen verhelfen – es ist in beiden Fällen eine Intervention. Fürchten wir diese, dann dürfen wir keine Gespräche führen.

Wie mit konstruktivem Zuhören Erinnerungs- und Erzählschwierigkeiten überwunden werden können, anstatt sie weiterhin zu zementieren, wurde mir insbesondere in meinen Gesprächen mit Holocaust-Überlebenden deutlich. Einige meiner Gesprächspartner konnten über ihre Zeit in den Verstecken und insbesondere in den Konzentrations- und Vernichtungslagern kaum ohne Hilfe erzählen. Ähnlich wie die Soldaten, die den Krieg im Schützengraben erlebten, teilten sie nur mit knappen Berichten und Stimmungsbildern („es war wie im Irrenhaus“) diese Zeit mit. Die Gesprächspartner signalisierten jedoch viel deutlicher als die nicht verfolgten deutschen Befragten, dass sie darüber sprechen und damit etwas „loswerden“ wollten. Eine Erzählaufforderung wie: „Erzählen Sie doch genauer, was Sie da erlebt haben“, schlägt da natürlich fehl. Wir müssen ihnen vielmehr beim Zurückversetzen helfen, indem wir detaillierte Fragen zu den Sinneseindrücken – nicht zu Kognitionen – in einer konkreten einzelnen Szene stellen.⁶

Biographische Notwendigkeit für Kriegserzählungen

Wir können nun davon ausgehen, dass es die spezifischen Strukturmerkmale im Erleben des Zweiten Weltkrieges sind, die dessen Erzählbarkeit bedingen. Diese Merkmale sind das Erleben sehr unterschiedlicher, aus der Routine des Alltags herausragender Situationen, die eher weniger traumatisierende – und damit leichter erinnerbare – Erlebnisse repräsentieren. Außerdem bedeutete der Zweite Weltkrieg für viele Frauen, ausgebombt zu werden, von Ort zu Ort auf der Flucht zu sein und für viele Männer den Vormarsch und Rückmarsch als Soldat. Diese nicht nur aus der Routine herausragenden Situationen, sondern sich auch besonders einprägenden Ortsveränderungen sind für Erinnerungs- und damit auch Erzählprozesse besonders förderlich. Die biographische Großerzählung kann entlang dieser Orte in der chronologischen Abfolge sequenziert werden. Damit verfügen die Erzähler über einen Erinnerungsrahmen (vgl. Franzke 1987; Halbwachs 1985), der ihnen bei der Vergegenwärtigung von erlebten Situationen hilft.

Die Erzählbarkeit des Zweiten Weltkrieges ist jedoch nur eine notwendige und keinesfalls eine hinreichende Bedingung dafür, dass so viel über ihn berichtet wird. Wir erzählen ja nicht stundenlang über Erlebnisse, nur weil sie leicht erzählbar sind. Wir bedürfen dazu vielmehr einer Motivation: Die Erlebnisse sind für uns selbst oder die Zuhörer von Bedeutung. So dient die biographische Erzählung uns zur Verständigung mit anderen Interaktionspartnern, zur Präsentation unserer Persönlichkeit und zur „Selbstverständigung“ (Alheit 1985: 92). Erzählt jemand stundenlang über eine Phase seines Lebens, muss es vor allem für ihn/sie selbst bedeutsam sein. Es bedarf einer biographischen Notwendigkeit zur Erzählung. Biographen erzählen über ihr Leben,

⁶ Bei Fragen zum szenischen Erinnern wird versucht, an Leibesempfindungen oder räumliche Vorstellungen anzuknüpfen, um damit Handlungsabläufe wieder zu erinnern.

weil sie sich selbst über ihre Vergangenheit, Gegenwart und antizipierte Zukunft verewissern möchten. Mit der Erzählung versuchen sie, ihr Leben in einen konsistenten Zusammenhang zu bringen und sich selbst zu erklären, wer sie sind und wie sie dazu geworden sind. Die erzählte Lebensgeschichte hat für die Biographen die Funktion, mit den Wechselln, den Brüchen, der Zerrissenheit des Lebens, besser leben zu können.⁷

Beziehen wir dies nun auf den Zweiten Weltkrieg, so lässt sich leicht nachvollziehen, welch enorme biographische Bedeutung er für viele Zeitzeugen hatte. Damit bedarf diese Lebensphase auch heute noch der expliziten Bilanzierung. So führte der Krieg bei vielen Frauen und Männern zu nachhaltigen Änderungen ihres gesamten Lebenslaufs. Es waren ja nicht nur die Jahre im Krieg, die das Leben veränderten. Dieser Krieg bedingte jahrelange Kriegsgefangenschaft, bei vielen Familien den Verlust ihrer Heimat, ihres Besitzes, ihrer Freunde und nicht zuletzt oftmals ihrer Weltanschauung. Viele Frauen verloren nach dem Krieg ihre bereits gelebte Autonomie in der Familie wie auch ihre berufliche Positionen wieder. Vielen Soldaten gelang es nach der Gefangenschaft nicht ohne Weiteres, lebensgeschichtlich da anzuknüpfen, wo sie vor dem Einzug zur Wehrmacht standen – weder im familien- noch im berufsbiographischen Bereich.

Wie stark nun die Frauen und Männer den Krieg als Einbruch in ihre Lebensführung erlebten, war abhängig von ihrer Generationszugehörigkeit. Nach unseren Analysen (Rosenthal 1990) der Lebensgeschichten von Zeitzeugen, die zwischen 1888 und 1930 geboren sind, lassen sich drei Generationen unterscheiden: die wilhelminische Jugendgeneration, die Weimarer Jugendgeneration und die Hitlerjugend-Generation. Diese sollen nun genauer erläutert werden, damit der Einfluss der Generationszugehörigkeit auf die Erzählnotwendigkeit deutlich wird.

Die wilhelminische Jugendgeneration, die etwa die Geburtsjahrgänge 1890 bis 1900 umfasst, erlebte ihre Kindheit und Jugend im Kaiserreich und als Jugendliche und junge Erwachsene den Ersten Weltkrieg. Insbesondere die Männer dieser Generation, die als Halb-Erwachsene in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges erwachsen werden mussten, sind nachhaltig durch diesen Krieg geprägt.

Männer und Frauen dieser Generation erlebten die Lebensphase des frühen Erwachsenenalters, in der sie vor der Aufgabe standen, eine eigene berufliche wie familiäre Existenz aufzubauen, in einer von Inflation und Weltwirtschaftskrise bestimmten Zeit.

Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden die Männer, die weltkriegsgedienten Wehrpflichtigen der Geburtsjahrgänge 1893 bis 1900, im mittleren Lebensalter erneut an die Front geschickt. Die Familien, meist in den Zwanzigerjahren gegründet, wurden damit zu einem Zeitpunkt getrennt, als sich in der Regel sowohl die familiäre Wirklichkeit wie auch die Berufslaufbahn des Mannes gefestigt hatten. Nicht nur diese unwillkommene Unterbrechung des Berufs- und Familienlebens, sondern auch die Erfahrungen in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges und ein meist daraus resultierender impliziter Pazifismus führten bei dieser Generation 1939 weniger zu einer Kriegsbejahung als bei jüngeren Menschen. Nicht selten konnten sie die Faszination ihrer Kinder, der Hitlerjungs und BDM-Mädels, für den Nationalsozialismus und dessen „Weltanschauungskrieg“ nicht teilen, standen deren Engagement eher skeptisch gegenüber. Die

7 Zur Funktion biographischer Erzählungen vgl. Alheit (1983, 1985); Fischer (1978, 1989); Kohli (1981); Rosenthal (1987).

Mütter hatten mit dem Einzug ihrer Söhne an die Front sowohl um das Leben ihrer Ehemänner wie auch ihrer Söhne zu bangen.

Die Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration (ca. die Jahrgänge 1906 bis 1919), die zum Teil noch während des Ersten Weltkrieges geboren wurden und den Hunger häufig schon in den frühen Lebensjahren kennengelernt haben, sind als erste deutsche Generation in ihrer Kindheit und Jugend in einer demokratischen Republik sozialisiert worden.

Generationsbildend ist meines Erachtens bei dieser Generation jedoch weniger die historische Konstellation während ihrer Jugendphase als vielmehr jene während ihres frühen und mittleren Erwachsenenalters. Bei den Frauen vollzog sich in dieser Zeit ein durch die Kriegssituation auferlegter Emanzipationsschub, der meist durch die gelebte Praxis nach 1945 wieder gestoppt bzw. zurückgedrängt wurde.

Die Männer führten ab dem achtzehnten bzw. dem neunzehnten Lebensjahr über Jahre hinweg ein kaserniertes Leben in militärischen Organisationen. Die meisten von ihnen haben den gesamten Zweiten Weltkrieg als Soldat erlebt, und der Kern dieser Generation, die Angehörigen der Jahrgänge 1911 bis 1919, waren auch schon vor 1939 zum Reichsarbeitsdienst und zum Wehrdienst eingezogen worden. Lässt man die Zeit der Gefangenschaft unberücksichtigt, waren sie also bis zu zehn Jahre Angehörige einer militärischen Organisation. Es waren die Jahre ihrer Lebenszeit, in der normalerweise für die weitere Lebensführung biographisch relevante Entscheidungen und Prozesse im beruflichen wie familialen Bereich stattfinden, in denen die berufliche Karriere stabilisiert und eine eigene Familie gegründet wird. Die Phase also, in der sich die berufliche Identität festigt, überschneidet sich bei ihnen mit der Soldatenzeit. Außerhalb der Wehrmacht konnten sie eine berufliche Identität kaum ausbilden, und so wurde bei etlichen das Soldatsein in ihrer Selbstwahrnehmung in gewisser Weise zum Beruf, den man ordnungsgemäß zu erfüllen hat.⁸ Viele Angehörige dieser Generation heirateten während der Kriegsjahre und bekamen ihre Kinder in dieser Zeit. Es handelt sich um die Generation der frisch Vermählten und der jungen Eltern, die aufgrund des Krieges ihr neues Leben meist nur in Gedanken und bei kurzen Heimaturlauben leben konnten. Die Männer kannten ihre Kinder – und häufig auch ihre Frauen – kaum. Die Frauen mussten in der Heimat allein für die Existenzsicherung der Familie sorgen und wurden darüber hinaus mittels Kriegsdienstverpflichtung in bisher Männern vorbehaltene Positionen und Tätigkeiten eingezogen. Dadurch waren sie extremen Belastungen ausgesetzt, zugleich jedoch gewannen sie eine den traditionellen Frauenrollen nicht entsprechende Autonomie und Macht.

Die Angehörigen der Hitlerjugend-Generation (ca. die Jahrgänge 1922 bis 1930), die ihre Kindheit und Jugend im „Dritten Reich“ erlebt haben, sind in unvergleichlicher Weise durch die staatlichen Erziehungsinstanzen wie Schule und NS-Jugendorganisation einheitlichen Sozialisationsmilieus ausgesetzt gewesen (Rosenthal 1986; 1987). Diese von der NS-Propaganda als „Garanten der Zukunft“ hofierten Kinder und Jugendlichen wurden mit der Betonung ihrer Bedeutung für den Aufbau einer neuen Gesellschaft in ihrem Selbstwertgefühl gestärkt wie kaum eine Generation zuvor. HJ und BDM boten ihnen Attraktionen – vom Sommer- und Skilager bis hin zum Erlernen

⁸ Dieser bei der Weimarer Jugendgeneration vorherrschende Typus des Soldatseins als Beruf deckt sich auch mit den von Lutz Niethammer (1983) durchgeführten Interviews.

bestimmter Berufe –, die insbesondere den Kindern aus ärmeren Schichten bisher vor-enthalten waren. BDM-Mädel oder Hitlerjunge zu sein, wurde für etliche Jugendliche zentral für ihre Identität. Damit gelang es den NS-Pädagogen recht erfolgreich, manchen Jugendlichen für die Nazi-Weltanschauung und den Krieg zu begeistern. So wurde der Einzug zum Kriegshilfsdienst in den letzten Kriegsjahren von einigen auch begrüßt, wenn nicht gar herbeigesehnt.

Die älteren männlichen Jahrgänge wurden als Flakhelfer und später noch als Soldaten eingezogen. Nach unseren Analysen entsprachen diese Soldaten noch am ehesten dem NS-Ideal des politischen Soldaten, der bis zum letzten für den Sieg des Nationalsozialismus kämpft. Auch viele Mädchen wollten ihren Beitrag für den Sieg leisten, meldeten sich zum Beispiel als Rotkreuzschwester an die Front (Grote 1990) und wehrten die Anzeichen einer deutschen Niederlage erfolgreich in ihrer Wahrnehmung ab.

Im Vergleich der Kriegserzählungen dieser drei Generationen sind es nun die Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration, insbesondere die Männer, die über den Zweiten Weltkrieg und die darauffolgende Gefangenschaft am ausführlichsten, meist über Stunden hinweg, erzählen. Es sind auch diejenigen, bei denen sich der Zweite Weltkrieg am nachhaltigsten auf ihren gesamten Lebensweg ausgewirkt hat.

Nicht nur, dass die Männer am längsten in der Wehrmacht und die Frauen und Mütter über all die Kriegs- und Gefangenschaftsjahre auf sich allein gestellt waren, auch die Nachkriegszeit war für diese Generation biographisch am einschneidendsten. Sie hatte nach Kriegsende die größten Probleme mit dem Wiedereinfließen in ein ziviles Leben. Nach Rückkehr der Männer aus der Kriegsgefangenschaft und der damit einhergehenden Rückverweisung der Frauen auf die traditionellen Frauenrollen mussten sich die Angehörigen dieser Generation in die Wirklichkeit von Berufs- und Erwerbstätigkeit, vor allem aber von Ehe und Familie einfinden. Ehe und Familie waren zwar schon seit Jahren eine bestehende Wirklichkeit, dieser fehlte jedoch die gelebte Praxis – sie bestand vor allem aus Gedanken, Wünschen und Projektionen.

Die Angehörigen der wilhelminischen Jugendgeneration hingegen konnten 1945 an eine schon vor dem Zweiten Weltkrieg gelebte und bereits routinisierte berufliche und familiäre Wirklichkeit anknüpfen. Für sie hatte auch der Einzug zum Militär 1939 nicht die biographische Bedeutung wie für die jüngeren Männer. Sie befanden sich während des Zweiten Weltkrieges in einer Lebensphase, in der die berufliche Laufbahn meist gefestigt oder gar auf dem Höhepunkt war und der Beruf eine zentrale Bedeutung im Leben einnahm. Sie haben daher weniger als jüngere Männer eine neue Karriere im Militär angestrebt bzw. aufgrund ihres Alters überhaupt für möglich gehalten, sondern empfanden die Einberufung eher als Unterbrechung ihrer Berufslaufbahn. Staatsloyal haben sie dann trotzdem das Soldatsein nicht selten als ihre vaterländische Pflicht angesehen, gegen die man sich nicht auflehnen konnte und durfte. Diese Pflicht, der sie einige Jahre ihres Lebens nachkamen, bedarf heutzutage im Unterschied zum Soldatsein als Beruf auch weniger der biographischen Bilanzierung. Die Pflicht war 1945 geleistet, und sie konnten sich in die bestehenden biographischen Pfade häufig wieder einspüren.

Dagegen zerbrachen für den Soldaten, der sein Soldatsein als Beruf betrachtete, biographische Pläne. Er hatte Schwierigkeiten, sich in die bereits angelegten, aber lange nicht gelebten biographischen Spuren der Vorkriegszeit wieder einzufügen. Den Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration stellten sich damals die Fragen: Was werde

ich nun weiter tun? Welchen Beruf werde ich weiterhin ausüben? Gibt es Möglichkeiten, an die Wehrmachtzeit anzuknüpfen, oder ist meine Soldatenzeit nun wertlos oder gar mit Schuld behaftet? Werden mich meine Kinder akzeptieren lernen?

Bei den Frauen der Weimarer Jugendgeneration bedeutete die Nachkriegszeit mit der Rückkehr der Ehemänner mit deren unverändertem Anspruch auf die Rolle des „Familienoberhaupts“ und dem Verlust von qualifizierten Arbeitsplätzen oft das Ende einer verhältnismäßig selbstbestimmten Lebenszeit. Damit erhält die Kriegszeit noch nachträglich biographische Relevanz. Sie erlebten den Krieg zwar als Zeit des Erleidens, doch ebenfalls als Zeit aktiven Handelns, in der sie kompetent den Kriegsalltag bewältigten und dadurch an Selbstwertgefühl und Selbständigkeit gewannen. Nachdem sie einen Teil davon wieder verloren haben, wird diese Zeit oft auch noch nachträglich sehr bedeutungsvoll in ihrem Leben. So resultiert ihre Bereitschaft und ihr Bedürfnis, über den Krieg zu erzählen zwar zum einen aus der Bilanzierung einer für ihr Leben schwierigen Zeit, doch zum anderen auch aus dem Verlangen nach der Selbstvergewisserung, eine aktiv handelnde und nicht passiv erleidende Frau gegenwärtig zu sein oder zumindest einmal gewesen zu sein. Auch wenn das Gefühl, dem Krieg ausgeliefert zu sein, Element einzelner Geschichten ist, bildet das Thema der „kompetenten Bewältigung dieser schwierigen Lebenszeit“ vielfach den globalen Rahmen der biographischen Selbstpräsentation von Frauen.

Bei den Angehörigen der HJ-Generation haben nun die Kriegserzählungen innerhalb der gesamten Lebensgeschichte nicht diesen überwältigenden Anteil wie bei den älteren Jahrgängen. Wenn sie auch ausführlich über den Krieg erzählen, so berichten sie ebenso, wenn nicht detaillierter, über ihre Zeit in der Hitlerjugend. Zentral für ihre biographische Bilanzierung sind auch weniger die Kriegserlebnisse als vielmehr ihre Mitgliedschaft in der HJ und ihre Begeisterung für deren Ideale. Sie waren ja auch diejenigen – jedenfalls nach unseren Analysen –, die sich am längsten mit dem „Dritten Reich“ identifiziert hatten und für die nicht selten die Zerschlagung des Nationalsozialismus ein Zusammenbruch ihrer Ideale bedeutete. Damit stellten sich ihnen 1945 auch ganz andere Fragen als der Weimarer Jugendgeneration. Die Fragen waren nicht so sehr an die Erfüllbarkeit von biographischen Entwürfen bzw. ihrer Revidierung gestellt. Sie, die 1945 am Anfang ihrer Ausbildungs- und Familienkarriere standen, mussten sich nicht in bereits Bestehendes einfügen, konnten vielmehr mit vergleichsweise geringen Hindernissen ein neues Leben beginnen. Sie waren damit auch viel zukunftsorientierter als die älteren Frauen und Männer. So gerieten diese Jugendlichen in der Nachkriegszeit auch weniger in biographische Lebenskrisen als die Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration, sondern vielmehr in ideologische Orientierungskrisen. Nicht ihre Berufslaufbahn oder ihre Ehe wurde fragwürdig, sondern ihre Weltanschauung, mit der sie sich identifiziert hatten. Sie können aufgrund der von den westlichen Alliierten erlassenen Jugendamnestie zusammen mit dem in dieser Generation vorherrschenden Entlastungsargument: „Wir waren zu jung, um zu begreifen“, leichter über ihre ehemalige Begeisterung sprechen als die älteren Jahrgänge. Sie brauchen die Kriegserzählungen nicht so sehr, um damit einem anderen Thema, der Mitgliedschaft in einer Nazi-Organisation und allgemein der Verstrickung in den Nationalsozialismus auszuweichen. Damit komme ich zur dritten Bedingung für die Bereitschaft, über den Zweiten Weltkrieg zu erzählen.

Die soziale Funktion von Kriegserzählungen⁹

Wir könnten es nun bei dem Argument bewenden lassen, dass über den Zweiten Weltkrieg so viel erzählt wird, weil er eine Lebensphase repräsentiert, die von enormer biographischer Bedeutung für die Menschen war und ist. Unsere Analysen machen nun jedoch auch deutlich, dass Kriegserzählungen heutzutage in der Bundesrepublik noch eine weitere Funktion für die vom NS nicht-verfolgten Zeitzeugen haben: Sie dienen zur Normalisierung der Nazi-Vergangenheit. Mit der erzählerischen Ausarbeitung des Themas „Krieg“ gelingt es ihnen, dem Thema „Nationalsozialismus“ auszuweichen und zudem zu verdeutlichen: „Auch wir haben gelitten“.¹⁰ Neben diesem Entlastungsargument, das selbsterlittenes Leid gegen das Leid der Opfer des Nationalsozialismus aufrechnet, ist die Vermeidung des Themas der Nazi-Verbrechen konstituierend für die erzählten Lebensgeschichten.

Die Strategie, über den Krieg zu erzählen und nicht über den Nationalsozialismus – wir sprechen von der „Verdichtung des Nationalsozialismus auf die entpolitisierten Kriegsjahre“ –, ist eine Möglichkeit unter anderen, dem Thema NS auszuweichen.¹¹ Es ist diese biographische Strategie zur Reparatur der fragwürdigen NS-Vergangenheit, die viele Lebensgeschichten prägt und die außerdem typisch für den öffentlichen Diskurs in der Bundesrepublik ist. Bei dieser Strategie hat man den Eindruck, die zwölf Jahre des „Dritten Reiches“ waren nur Kriegsjahre. Sprachliche Manifestationen davon sind: Anstatt vom „Dritten Reich“ wird vom Krieg gesprochen, obwohl die Zeit ab 1933 gemeint ist. Berichte über die Verfolgung der jüdischen Mitbürger aus den ersten Jahren nach der Machtübernahme werden im Krieg verzeitet. In der biographischen Erzählung wirkt diese Strategie strukturbestimmend: über die Lebensphase von 1933 bis 1945 wird derart erzählt, als habe sie sich fast ausschließlich im Krieg abgespielt bzw. die Vorkriegszeit wird erzählerisch erst gar nicht ausgebaut. Männern, die Mitglied einer Nazi-Organisation waren, gelingt es damit, dies erst gar nicht thematisieren zu müssen. Sie erzählen über ihre Wehrmachtszeit, die für sie mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun hatte und mit der – nach ihrer Darstellung – ihre Partei- oder SA-Mitgliedschaft quasi automatisch beendet war.

Wie unsere Analysen zeigen, sind es nun insbesondere die Aktivist:innen des „Dritten Reiches“, denen die biographische Strategie der Verdichtung des NS auf die entpolitisierten Kriegsjahre dazu dient, vor sich und anderen verhältnismäßig unbemerkt ihr parteipolitisches Engagement zu verschleiern. Und es sind gerade die Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration, die diese Strategie beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte stringent anwenden können. Sie können über die ereignisreichen Jugendjahre in der Weimarer Republik berichten und dann leicht die Vorkriegszeit, die in ihrer Biographie die Zeit des frühen Erwachsenenalters ausmacht, in der – stärker als in der Jugendzeit – die Routinen in Beruf und Familie sich etablieren, überspringen. Über die anschließende Kriegszeit, in der die biographischen Routinen unterbrochen wurden, können sie dann wieder ausführlich erzählen. Diese Darstellung des „unpolitischen Krieges“ geht weiterhin mit der Vorstellung einher, dieser Krieg sei ein Krieg wie jeder

9 Die folgenden Ausführungen beziehen sich stark auf die Analysen und Falldarstellungen in Rosenthal (1990).

10 Bar-On und Gaon (1991) diskutieren dieses Phänomen auch bei Kindern von NS-Tätern.

11 Zur generationsspezifischen Verwendung einzelner Reparaturstrategien vgl. Rosenthal 1990.

andere gewesen. Die nationalsozialistischen Kriegsziele, wie Eroberung neuen Lebensraums und der Beweis der rassischen Überlegenheit des deutschen Volkes, werden in dieser Argumentationsfigur geleugnet, die Schuld Deutschlands am Kriegsbeginn dethematisiert, wenn nicht gar bestritten.

Um eine Auseinandersetzung mit den in diesem Krieg begangenen Verbrechen und der eigenen Verstrickung in sie zu vermeiden, blendeten viele Zeitzeugen bereits während des Zweiten Weltkrieges die verbrecherischen Anteile dieser Kriegsführung aus (vgl. Schütze 1989),¹² und bis in die Gegenwart wird diese Normalisierung des deutschen Angriffskrieges strapaziert. Die NS-Gewaltverbrechen werden bei dieser Normalisierungsstrategie dann auch folgerichtig unter den Krieg subsumiert. Die Rechtfertigung lautet: Die NS-Verbrechen wurden während des Krieges begangen, und in jedem Krieg gelten andere Gesetze. Werden die Verbrechen verurteilt, dann werden sie jedoch nur als von der SS und den Einsatzgruppen begangene dargestellt. Immer noch versichern sich die ehemaligen Soldaten wechselseitig – und werden damit in der deutschen Öffentlichkeit kaum entmutigt –, die Wehrmacht habe sich in keiner Weise an Verbrechen beteiligt oder gar selbst welche begangen (wie zum Beispiel die Erschießung von Gefangenen), und man habe selbst auch nie etwas erlebt oder vor 1945 davon gehört.¹³

Wir erhalten beispielsweise stundenlange Kriegserzählungen von Soldaten, die beim Polen- und Russlandfeldzug ab 1939 dabei waren, und all ihre detaillierten Erzählungen enthalten kaum Hinweise auf die Verbrechen. Man kann sich fragen, ob nicht die gesamte Kriegserzählung eine Art der Deckgeschichte darstellt, die zur Verdeckung von etwas anderem, die ehemaligen Soldaten Quälendem, dient. Wir können jedenfalls die Nicht-Thematisierung der Verbrechen nicht nur als Hinweis auf ein mangelndes Unrechtsbewusstsein oder mangelndes Schuldgefühl interpretieren. Vielmehr kann sie auch ein Hinweis für eine bedrückende Last sein, der sie zu entweichen versuchten. Erst wenn diese Last zu überwältigend ist, beginnen bzw. versuchen die Zeitzeugen, darüber zu sprechen (vgl. Rosenthal 1989). Dies war bei einigen wenigen unserer Gesprächspartner, die vermutlich an Massenerschießungen beteiligt waren, der Fall. Über den Verstoß der Wehrmacht gegen die soldatische Moral sprach jedoch nur einer unserer Gesprächspartner. Er erzählte zum Beispiel über den Befehl, die politischen Kommissare der Roten Armee sofort bei Gefangennahme zu erschießen. Dieser ehemalige Offizier unterscheidet sich in seiner Gesprächsbereitschaft zwar von all unseren anderen Gesprächspartner, dennoch gibt uns seine Geschichte Hinweise darüber, wovor sich andere Soldaten „erfolgreich“ schützen. Dieser Mann wird von dem erlittenen Leid und seinen Schuldgefühlen, die ihn als ehemals befehlenden Offizier verfolgen, seit nun mehr als 40 Jahren tagtäglich derart gequält, dass er immer wieder psychiatrische Behandlung mit längeren Krankenhausaufenthalten benötigt.

Die Kriegsjahre entlasten dagegen jedoch so viele andere Zeitzeugen, da für sie diese Zeit im Unterschied zur Vorkriegszeit eine Zeit des Erleidens war, in der sie ihr Leben weniger selbstbestimmt leben konnten. Für ein heteronom produziertes Leben fühlt man sich weniger zur Verantwortung gezogen als für ein autonom konstituiertes. Anders gesagt: für das Kriegsgeschehen fühlt man sich nicht so verantwortlich und

12 Zu den kollektiven Ausblendungsmechanismen und deren Funktion für die deutsche Kriegsführung während des Zweiten Weltkrieges vgl. die detaillierte Diskussion von Fritz Schütze (1989) zum Soldaten im Russlandfeldzug im Vergleich zum Erleben amerikanischer Soldaten.

13 Über die Beteiligung der Wehrmacht an den Verbrechen gegen die Menschlichkeit vgl. Krausnick (1985).

nicht so sehr in den NS verstrickt, da man selbst so viel darunter zu leiden hatte. Man versteht sich vielmehr als Opfer, und Opfer sind nicht schuldig und verantwortlich (vgl. Tröger 1987: 299).

Die eher als Zeit des Erleidens erlebten Kriegsjahre – im Unterschied zu den als Zeit aktiver Handlungsplanung erlebten Vorkriegsjahre – spielt also eine zentrale Rolle im Umgang der deutschen Bevölkerung mit der Frage nach der politischen Haftung für den Nationalsozialismus.¹⁴ Anstatt im Jahr 1945 mit der Schuldthematik derart umzugehen, dass man überhaupt nicht mehr über die Vergangenheit sprach, stellte die erzählerische Ausarbeitung des Themas „Krieg“ die Möglichkeit dar, sich selbst seiner biographischen Vergangenheit nicht berauben zu müssen. Genau dies war ja für viele das Dilemma: auf der einen Seite kann man sich selbst nur schwer als vergangenheitsloses Wesen darstellen bzw. Identität ohne Geschichte bewahren, doch auf der anderen Seite war diese Vergangenheit belastend. Hier bot es sich an, die eigene Vergangenheit, die eigene Verstrickung in den Nationalsozialismus, aus dem politischen Zusammenhang zu lösen und darüber zu sprechen, was man als unpolitisch und gleichzeitig leidvoll definieren konnte. Damit konnte man sich dann auch als Opfer des Nationalsozialismus begreifen. „Wir sind alle Opfer des Nationalsozialismus“ wurde zu einem kollektiv geteilten Grundgefühl in der Bundesrepublik. Dabei wurden die eigenen Leiden, die „hundsgemeine Behandlung“, die immerhin überstanden worden ist, „aus dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung isoliert“ (Mitscherlich/Mitscherlich 1967: 54).

Die von den Nationalsozialisten verfolgten Menschen bedurften nach 1945 ganz anderer Strategien als die der Normalisierung der Verbrechen. Sie benötigten nach der Befreiung all ihre Kraft, um überhaupt am Leben bleiben zu können. Es gab zwar einige, die immer wieder privat und öffentlich über das Erlebte sprachen und schrieben, das Sprechen und Schreiben zum Weiterleben regelrecht benötigten – wie zum Beispiel Primo Levi –, doch viele haben den Weg des Schweigens gewählt. Sie wollten vergessen oder sich nicht der Erfahrung von Unverständnis und Desinteresse bei ihren Zuhörern aussetzen. Auch wollten sie ihre Familien – vor allem ihre Kinder – nicht belasten. Ein Gesprächspartner drückte es folgendermaßen aus: „Ich habe lange geschwiegen, ich wollte es verdrängen. Ich wollte andere damit nicht belästigen und meinen Kindern kein schweres Leben machen.“ Doch da Erinnerungen sich nicht tilgen lassen, sich vor allem in Alpträumen und täglichen Angst- und Panikreaktionen äußern, sich Spätfolgen wie zum Beispiel psychosomatische Erkrankungen einstellen, haben die Überlebenden nun zunehmend ein Mitteilungsbedürfnis. Sie fürchten nun auch stärker als früher das Vergessen und Verleugnen des Holocaust. So häufen sich seit einigen Jahren auch in Israel die Lebensberichte von Überlebenden, erst jetzt beginnen in vielen Familien die Großeltern, die gegenüber ihren Kindern geschwiegen haben, ihren Enkeln vom Holocaust zu berichten.

Ihr Sprechen dient der entgegengesetzten Funktion als der Dethematisierung der Verbrechen. Während die Mitläufer und Täter versuchen, mit Sprechen zu verhüllen, versuchen die Verfolgten zu enthüllen. Sie wollen Zeugnis ablegen, mit ihren persönlichen Erfahrungen belegen, welche fast unaussprechbaren Grausamkeiten in Europa von den Nazis und ihren Helfern begangen wurde. Damit stehen sie vor dem Problem,

14 Zur Diskussion der politischen Haftung der Deutschen und zur Kollektivschuldthese vgl. die meines Erachtens immer noch versierteste Analyse von Karl Jaspers (1987) aus dem Jahre 1946.

gerade jenes aufzudecken, was für sie so traumatisierend war, gerade darüber zu sprechen, was so schwerfällt zu erzählen, was so schwer in Geschichten gebracht werden kann. Es sind neben den herausragenden Erlebnissen von Grausamkeiten insbesondere die tagtäglich erlittenen und zur Routine gewordenen Situationen des Eingepferchtseins in den Verstecken, der Demütigung und Erniedrigung, des Sterbens von Mithäftlingen, des Appellstehens, des sich nicht Waschen-Könnens und des Hungers und der Kälte.

Zusammenfassung

Folgende Annahmen zur Erzählbarkeit und Erzählbereitschaft von historischen Phasen und Lebensphasen lassen sich empirisch fundiert ausmachen:

1. Erlebnisse, die in eine sequentielle Abfolge zu bringen sind, sind leichter erzählbar als ein diffuses und chaotisches Erleben. Leicht memorierbare und erzählbare Erlebnisse sind die aus der Routine des Alltags herausragenden und insbesondere die, die mit Ortsveränderungen einhergehen.
2. Wirken sich Zeiten im Leben beträchtlich auf die weitere Lebensführung aus, bestimmen sie auch die Gegenwart und Zukunft des Biographen, so bedürfen diese Zeiten einer Bilanzierung. Je höher die biographische Relevanz von historischen Ereignissen und Phasen, umso mehr führt dies zur biographischen Selbstvergewisserung und damit zur Erzählung. Die biographische Notwendigkeit zur Erzählung ist damit auch abhängig von der Generationszugehörigkeit des Erzählers.
3. Bedürfen historische Phasen der kollektiven Rechtfertigung, wird einer Nation oder einem Kollektiv die Frage nach der politischen Verantwortung auferlegt, so können Deckgeschichten, die vom selbsterlittenen Leid handeln, zur Normalisierung dieser Vergangenheit dienen.

Das Zusammenspiel dieser drei Komponenten der Erzählbarkeit, Erzählnotwendigkeit und sozialen Funktion von Erzählungen macht die kollektive Thematisierung historischer Phasen aus.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. (1970): Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit [1958], in: Ders.: Erziehung zur Mündigkeit, Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969, herausgegeben von Gerd Kadelbach, Frankfurt am Main, 88-104.
- Alheit, Peter (1983): Alltagszeit und Lebenszeit in biographischen Thematisierungen, Anmerkungen zur soziologischen Bedeutung der Zeit, in: Ders.: Alltagsleben: Zur Bedeutung eines gesellschaftlichen „Restphänomens“, Frankfurt am Main, New York, 188-197. https://doi.org/10.1007/978-3-322-83518-5_27
- Alheit, Peter (1985): Wirklichkeitsrekonstruktion und Wirklichkeitskonstitution in biographischen Erzählungen, Zur Kritik zweier prominenter Interpretationsansätze, in: Hans-Werner Franz (Hg.): 22. Deutscher Soziologentag 1984, Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen, Opladen, 92-96. https://doi.org/10.1007/978-3-322-83518-5_27
- Bar-On, Dan und Amalia Gaon (1991): „We Suffered Too“: Nazi Children's Inability to Relate to the Suffering of the Victims of the Holocaust, in: Journal of Humanistic Psychology, 31, issue 4, 77-95. <https://doi.org/10.1177/0022167891314006>

- Benjamin, Walter (1961): *Ausgewählte Schriften*, Teil 1: *Illuminationen*, herausgegeben von Siegfried Unseld, Frankfurt am Main.
- Brandstätter, Juliane (1990): Fritz Sallmann: „Da hat sich das nachher so von selbst ergeben, daß ich praktisch mit Hitler gar nichts mehr zu tun hatte“, in: Gabriele Rosenthal (Hg.): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“, *Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“* in *Biographien*, Opladen, 109-141. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92641-8_3
- Fischer, Wolfram (1978): *Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten*, in: Martin Kohli (Hg.): *Soziologie des Lebenslaufs*, *Soziologische Texte*, Bd. 109, N.F., Darmstadt, Neuwied, 311-336.
- Fischer, Wolfram (1985): *Prekäre Leiblichkeit und Alltagszeit, Kontingenz und Rekurrenz in der Zeiterfahrung chronisch Kranker*, in: Friedrich Fürstenberg und Ingo Mörth (Hg.): *Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft*, *Sozialwissenschaftliche Materialien*, Bd. 9, Linz, 237-256.
- Fischer, Wolfram (1982): *Time and Chronic Illness, A Study on Social Constitution of Temporality*, Habilitation Thesis, Berkeley.
- Fischer, Wolfram (1986): *Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken*, in: Klaus Hurrelmann (Hg.): *Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit: ausgewählte Beiträge aus den ersten 5 Jahrgängen der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“*, Weinheim, Basel, 157-171.
- Fischer, Wolfram (1989): *Perspektiven der Lebenslaufforschung*, in: Alois Herlth und Klaus Peter Strohmeier (Hg.): *Lebenslauf und Familienentwicklung, Mikroanalysen des Wandels familialer Lebensformen*, *Biographie und Gesellschaft*, Bd. 7, Opladen, 279-294. https://doi.org/10.1007/978-3-663-01113-2_12
- Franzke, Jürgen (1987): *Modifikation und Rahmung, Anmerkung zur Entstehung und Veränderung lebensgeschichtlicher Erinnerungen*, in: Jürgen Friedrichs (Hg.): *Technik und sozialer Wandel*, 23. *Deutscher Soziologentag, Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen*, 457-460. https://doi.org/10.1007/978-3-322-83517-8_109
- Freud, Sigmund (1899): *Über Deckerinnerungen*, *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, 531-554.
- Grote, Christiane (1990): Anneliese Heidt: „Da hab ich endlich das Gefühl gehabt, jetzt kannst du deinen Beitrag leisten“, in: Gabriele Rosenthal (Hg.): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“, *Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“* in *Biographien*, Opladen, 80-108. <http://dx.doi.org/10.3249/webdoc-1880>
- Gurwitsch, Aron (1966): *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston.
- Halbwachs, Maurice (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 538, Frankfurt am Main (Erstausgabe Paris 1925).
- Hemingway, Ernest (1929): *A Farewell to Arms*, New York.
- Heinritz, Charlotte (1990): *World War II as a „Facteur“ or „Generator“ of Autobiographies?, The Promise of Significance in German Autobiographies after 1945*, Vortrag auf dem XII. World Congress of Sociology in Madrid 1990, als Kurzfassung gedruckt in: *Sociological Abstracts*, Madrid, 100.
- James, William (1905): *The Principles of Psychology*, Bd. 1, New York. <https://doi.org/10.2307/1423317>
- Jaspers, Karl (1987): *Die Schuldfrage, Zur politischen Haftung Deutschlands*, Piper, Bd. 698, München, Zürich.
- Kallmeyer, Wolfgang und Fritz Schütze (1977): *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata*, in: Dirk Wegner (Hg.): *Gesprächsanalyse, Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik*, Bonn, 14.-16. Oktober 1976, Hamburg, 159-274.

- Kohli, Martin (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, in: Joachim Matthes (Hg.): *Lebenswelt und soziale Probleme*, Verhandlungen des 20. Soziologentages zu Bremen 1980, herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Frankfurt am Main, 502-520. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188363>.
- Köstlin, Konrad (1989): Erzählen vom Krieg – Krieg als Reise II, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 2, Heft 2, 173-182.
- Koffka, Kurt (1963): *Principles of Gestalt Psychology*, New York (Erstausgabe 1935).
- Krausnick, Helmut (1985): *Hitlers Einsatzgruppen, Die Truppe des Weltanschauungskrieges 1938-1942*, Frankfurt am Main.
- Leed, Eric J. (1979): *No Man's Land, Combat & Identity in World War I*, Cambridge.
- Matthes, Joachim (1985): Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 2, 310-326.
- Maxwell, Wn. (1923): *A Psychological Retrospect of the Great War*, London.
- Mitscherlich, Alexander und Margarete Mitscherlich (1967): *Die Unfähigkeit zu trauern*, München.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“, *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960*, Bd. 1, Berlin, Bonn.
- Röttgers, Kurt (1988) Die Erzählbarkeit des Lebens, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1, Heft 1, 5-19.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1986): *Die Hitlerjugend-Generation, Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung, Gesellschaftstheorie und soziale Praxis*, Bd. 1, Essen. <https://doi.org/10.32387/prokla.v20i80.1193>
- Rosenthal, Gabriele (1987): „...Wenn alles in Scherben fällt“, *Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Biographie und Gesellschaft*, Bd. 6, Opladen. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-36303>.
- Rosenthal, Gabriele (1988): *Leben mit der soldatischen Vergangenheit in zwei Weltkriegen, Ein Mann blendet seine Kriegserlebnisse aus*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1, Heft 2, 27-38.
- Rosenthal, Gabriele (1989): *Leben mit der NS-Vergangenheit heute, Zur Reparatur einer fragwürdigen Vergangenheit im bundesrepublikanischen Alltag*, in: *Vorgänge, Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik*, 28, Heft 3, 87-101.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1990): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“, *Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien*, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-92641-8>
- Rosenthal, Gabriele (1990a): *Hermeneutische Rekonstruktion erzählter Lebensgeschichten*, in: Dies.: (Hg.) (1990): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“, *Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien*, Opladen, 246-251. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-92641-8>
- Schütze, Fritz (1976): *Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*, in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindeforschung, Polizei, Politische Erwachsenenbildung, Kritische Informationen*, Bd. 48, München, 159-260. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56350>.
- Schütze, Fritz (1977): *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie*, Nr. 1, Bielefeld.

- Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert (Hg.): *Erzählforschung: ein Symposium*, Germanistische Symposien-Berichtsbände, Bd. 4, Stuttgart, 568-590.
- Schütze, Fritz (1989): Kollektive Verlaufskurve oder Wandlungsprozeß, Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1, Heft 1, 31-110.
- Tröger, Annemarie (1979): German Women's Memories of World War II, in: Margaret Randolph Higonnet, Jane Jenson, Sonya Michel and Margaret Collins Weitz (Hg.): *Behind the lines, Gender and the two world wars*, New Haven, London, 285-299.
- Wertheimer, Max (1922): Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt, in: *Psychologische Forschung*, 1, 47-58. <https://doi.org/10.1007/BF00410385>